

Andreas Tank

Was meine Großeltern verschwiegen

Flucht, Vertreibung, Neubeginn – eine Spurensuche



Frankfurter
Allgemeine
Buch

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



**Frankfurter
Allgemeine
Buch**

© Fazit Communication GmbH
Frankfurter Allgemeine Buch
Pariser Straße 1
60486 Frankfurt am Main
buch@fazbuch.de

Umschlaggestaltung, Layout & Satz: Nina Hegemann
Druck: Westermann Druck Zwickau GmbH
Printed in Germany

1. Auflage
Frankfurt am Main 2026
ISBN 978-3-96251-256-9

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, vorbehalten.

Frankfurter Allgemeine Buch hat sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet und erwirbt gemeinsam mit den Lieferanten Emissionsminderungszertifikate zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes.



Inhalt

Dem Vergessen entreißen	7
Im Paradies namens Heimat	27
In den Fängen des Zweiten Weltkriegs	59
Die missglückte Flucht	83
Kapitulation	109
Vertreibung aus der Heimat	149
Neubeginn	165
Doppelte Staatsgründung	209
Zeitenwende	227
Karriere	245
Der Fall der Berliner Mauer	255
Vereint mit der Heimat	267
Nachwort	275
Danksagung	277
Anhang	
Stammbaum, Ortsverzeichnis, Karten, Endnoten, Autor	279

Weißer Segel fliegen auf der blauen See,
weiße Möwen wiegen sich in blauer Höh',
blaue Wälder krönen weißer Dünen Sand;
Pommerland, mein Sehnen ist dir zugewandt!

Adolf Pompe, aus: Pommernlied

Dem Vergessen entreißen

Im März 1945 hält eine junge Frau ihre Erlebnisse in einem kleinen Tagebuch fest – ihre Worte zittern vor Furcht und Fassungslosigkeit. Lieselotte ist 22 Jahre alt, als sie zusammen mit ihrer Mutter Helene und ihrer 17-jährigen Schwester Christa aus dem kleinen hinterpommerschen Dorf Wusterhanse vor der heranrückenden Roten Armee flieht. Nicht nur die Angst vor Vergewaltigung, Tod oder Vertreibung, sondern das tiefe Gefühl, nicht mehr Teil eines Lebens zu sein, sondern nur noch eines Überlebens, durchziehen in den Tagen der Flucht ihre Eintragungen:

„Ich bin nach dem Frühstück beim Abwaschen, als zwei russische Offiziere nach oben kommen und sich aufs Sofa setzen. O, dazu gehören Nerven, um ruhig weiterzuarbeiten! Sie gehen bald wieder, doch das Dorf wimmelt voller Soldaten. Alle haben breite rote Streifen und Mützen. Wie ein Lauffeuer geht es durchs Haus, daß es Kosaken sind. Unsere Angst ist groß, denn nichts Gutes hat man bisher von ihnen gehört. Wir kleiden uns um und sehen scheußlich aus. Wenn es doch nur helfen möge! Am Nachmittag wagen wir uns gar nicht raus. Wir kauern alle in einer Ecke und schrecken jedes Mal neu zusammen, wenn die Tür aufgeht. Wie

sehen diese Menschen nur aus! Wie wehrlos sind wir und wie ihnen preisgegeben! Jede von uns wird gemustert und soll mitkommen. Wir können kaum atmen. Als wir nicht mehr wissen, was uns helfen könnte, schreien wir. Es ist nur ein Schrei, voller Angst und Sorge. Wir werden mit einer Eierhandgranate bedroht. Das Leben, an dem wir doch alle sonst mit jeder Faser unseres Herzens hängen, wie gleichgültig ist es uns in solchen Augenblicken. Wir hatten keine Furcht, daß sie uns vernichten würde, denn dann hätten wir alle das gleiche Los geteilt. Kann man solche Stunden denn überhaupt noch als Leben bezeichnen? Jeder Vogel hat es besser, denn er ist frei, aber wir?“

Was Lieselotte in diesen Stunden erlebt, entzieht sich fast der Sprache. Es ist die Zeit des Zusammenbruchs des Dritten Reiches, des Verlustes und des Ausgeliefertseins gegenüber einer Gewalt, gegen die es keinen Schutz gibt. Ihr Schicksal steht in unauflösbarem Zusammenhang mit dem deutschen NS-Staat, der die Welt zuvor in den größten und schlimmsten Krieg der Menschheitsgeschichte gestürzt hatte, in dem 60–70 Millionen Menschen ums Leben kamen, darunter sechs Millionen Holocaust-Opfer.¹

Lieselottes persönliche Eintragung ist ein Fragment. Und doch erzählt sie mehr als viele Geschichtsbücher. Sie spricht von der kollektiven Erfahrung einer nationalen Katastrophe, die lange Zeit kaum Gehör fand. Die deutschen Verbrechen prägten den gesellschaftlichen Diskurs; das Leid der Heimatvertriebenen erhielt meist nur einen schmalen Platz – und wer öffentlich darüber sprach, musste nicht selten fürchten, missverstanden oder in die Nähe revisionistischer Positionen gerückt zu werden. Dieses änderte sich langsam nach 1982 mit der Wahl des konservativen Bundeskanzlers Helmut Kohl und der von ihm ausgerufenen „geistig-moralischen Wende“. 1995 appellierte er in einer Bun-

destagsrede, dass die Heimatvertriebenen einen Anspruch darauf haben, dass vor der Tragik ihres persönlichen Schicksals nicht die Augen verschlossen werden, sondern auch das an ihnen verübte Unrecht beim Namen genannt wird.² Wie der Autor Jochen Buchsteiner in seinem 2025 erschienenen Bestseller *Wir Ostpreußen* betont, muss dem Nachspüren einer nationalen Tragödie wie der ethnischen Säuberung der ehemaligen Ostgebiete heute nicht mehr unterstellt werden, damit deutsche Untaten relativieren zu wollen. Dafür sei zu unumstößlich, was zwischen 1933 und 1945 geschehen sei.³

Doch es gab noch einen weiteren, tieferen Grund, warum Millionen Betroffene selbst im persönlichen Umfeld oft wortkarg blieben. Wer damals sprach, tat es sparsam und brach häufig ab, sobald die Intensität der Erinnerungen unerträglich wurde. „Diese Worte sollen als Lageschilderung genügen“, hieß es dann, „ich erwähne nur einige Schreckensmomente“ oder „es gäbe noch viel darüber zu sagen“. Zu tief war der Schmerz, zu groß war die Scham, zu unaussprechlich das Erlebte. Über allem musste der Alltag bestritten werden und das Leben irgendwie weitergehen. Jeder Überlebende kämpfte mit individuellen Herausforderungen, seine traumatischen Kriegserlebnisse und harte Gegenwart zu bewältigen. Soldaten hatten hautnah erlebt, wie ihre Kameraden wie Kanonenfutter in den Schlachten gefallen waren. Begriffe wie *Fleischwolf* oder *Blut- und Knochenmühle* waren die harte Realität, wenn menschliche Körper nach einem Artillerieangriff zerfetzten und sich ein Gemisch aus Fleisch, Knochen, Blut, Erde und Steinen bildete. Und wie Schatten verfolgten einen die Toten, die man selbst auf dem Gewissen hatte. Die Städte lagen in Trümmern, das Straßenbild war geprägt von Obdach- und Arbeitslosen. Millionen trauerten um ihre Angehörigen, und Frauen brach-

ten Kinder zur Welt, die das Ergebnis sexueller Gewalt waren. Es herrschte Lebensmittelknappheit, Grundnahrungsmittel wurden nur auf Zuteilung ausgegeben, und für Kohlebriketts, Maisbrot oder Gemüse musste die notleidende Bevölkerung stundenlang Schlange stehen. Die Flüchtlinge verschärften die Engpässe dramatisch und wurden – wenig verwunderlich – im Westen nicht mit offenen Armen willkommen geheißen. Im Gegenteil galten sie im eigenen Land als „Fremde“ und fühlten sich als Menschen zweiter Klasse. Und als sei all dieses nicht genug, brach 1946 der kälteste Winter seit Jahrzehnten herein. Laut Bundeszentrale für politische Bildung starben hunderttausende Menschen in Deutschland den „weißen Tod“.⁴

Lieselotte war eine von rund zwölf Millionen Deutschen, die zwischen 1944 und 1950 aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten geflohen sind oder vertrieben wurden. Von dieser Zahl geht die Bonner Stiftung *Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland* aus. Den größten Anteil stellten Schlesier und Sudetendeutsche mit jeweils etwa drei Millionen, Ostpreußen mit knapp zwei Millionen und Pommern mit über eineinhalb Millionen Menschen.⁵ In Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein hatte 1947 fast jeder zweite Einwohner Migrationshintergrund.^{6,7} Gleichwohl die drei mächtigsten Männer der Welt, der amerikanische Präsident Harry Truman, der britische Premierminister Winston Churchill und der sowjetische Staatschef Josef Stalin, auf der Potsdamer Konferenz 1945 bestimmt hatten, dass die Überführung in „ordnungsgemäßer und humaner Weise“⁸ erfolgen sollte, nennt das Deutsche Historische Museum in Berlin eine Zahl von mindestens 400.000 Opfern.⁹ Fachhistoriker wie der Stanford-Professor Norman M. Naimark dokumentierten zugleich Fälle von Rache- und Vergeltungsakten durch Soldaten

aus zuvor von Nazi-Deutschland überfallenen Ländern.¹⁰ Die von den Nationalsozialisten entfesselte Kriegsführung hatte auch systematische Vertreibungs-, Umsiedlungs- und Vernichtungspläne für eroberte Gebiete umfasst. Millionen Menschen wurden zu Verschiebemasse – „nach Osten“ oder „nach Westen“, als wären sie bloße Fracht. Eine humanitäre Katastrophe folgte auf die nächste.

Atemlos las ich im Herbst 2025 den neu erschienenen Roman *Die Aussiedlung* des transsilvanischen Dramaturgen András Visky über die Schicksalserfahrung seiner Familie im kommunistischen Rumänien.¹¹ Sein Buch hat mir erneut vor Augen geführt, wie ähnlich die Prägung sein kann, die Gewaltregime – unabhängig von der politischen Ausrichtung – Menschen aufdrücken. Wirkungsvoll macht Visky in seinem autobiografisch grundierten Werk deutlich, wie sich Traumata fortsetzen, selbst wenn sich die äußeren Umstände wieder dem Positiven zugewandt haben.

Das Trauma des Krieges, der Entwurzelung aus der Heimat, des wortwörtlichen Totalverlusts sowie von Gewalt, Hunger, Kälte, Armut und Schändung der Würde: Es schrieb sich in Deutschland in ganze Generationen ein – oft schweigend weitergegeben, als Schatten über Familiengeschichten. Heute, achtzig Jahre später, zeigt sich noch immer, wie diese Erfahrung unsere kulturelle Identität prägt. Laut dem Bund der Vertriebenen ist ein Viertel bis ein Drittel der deutschen Bevölkerung, das heißt eine Anzahl von ca. 21–28 Millionen Menschen, familiär mit dem Schicksal von Flucht und Vertreibung verbunden.¹² Auch meine Familie – Lieselotte war meine Großmutter.

Ihre Tagebücher wurden – getragen von einem ausgeprägten Nachlassbewusstsein und zugleich als Ausdruck traumatischer Erfahrungen – von ihr und meinem Großvater Konrad über Jahr-

zehnte hinweg bewahrt. Gemeinsam mit Hunderten von Briefen, Postkarten aus der Kriegsgefangenschaft, Lebensläufen, Flucht- und Vertreibungsberichten, Ausweisen sowie zahlreichen weiteren historischen Dokumenten meiner Vorfahren wurden sie sorgfältig gehütet. Ergänzt wurde dieser Bestand durch eine mehrere Regalmeter umfassende Fachbibliothek.

Die Erfahrung der Armut zeigte sich bei meinen Großeltern in äußerster Sparsamkeit. Anstatt wie heute zu duschen fand die Körperreinigung vor dem Becken und mit einem Waschlappen statt. Und in den seltenen Fällen, in denen sie die Dusche nutzten, wurde beim Einseifen das Wasser abgestellt und penibel auf die Zeit geachtet. Ging ein Seifenstück zu Ende, wurde es auf das neue Stück gelegt, und eine Zahnpastatube wurde an der Falz aufgeschnitten, um auch die letzten Gramm verwenden zu können. Geheizt wurde nur in Räumen, die benutzt wurden. Verließ man diese, lautete die strenge Regel, das Licht auszuschalten. Mein Großvater zog sein Auto aus der Garage, um Benzin zu sparen, und startete den Motor erst, wenn alle Personen angeschnallt im Fahrzeug saßen. Fuhr er bergab, nahm er den Gang raus. Auf den Sitzplätzen lagen Schoner, manchmal auch doppelt. Bei Telefona-ten galt wiederum die Devise, sich kurz und knapp zu fassen. Mahlzeiten wurden restlos aufgegessen, und Nachttisch wurde mit geometrischer Präzision portioniert. Damit es allzeit gerecht war, musste einer teilen, und die anderen durften zuerst ein Stück aussuchen. Es folgte ein gönnerhafter Blick, ein ausgestreckter Zeigefinger und man durfte den Dessertteller zu sich herüberziehen. Die Erinnerung an zehrende Hungerphasen führte wiederum dazu, ein Vorratslager an Lebensmitteln und Konserven anzulegen. Hatten Obst, Käse oder Kartoffeln schlechte Stellen, wurden diese abgeschnitten und der Rest konsumiert. Die Knappheit der

Armut verbot es, irgendetwas wegzuworfen. Das galt für sämtliche Gegenstände, selbst wenn man für diese keine unmittelbare Verwendung in der Zukunft sah. Warf jemand etwas noch Nutzbares in die Mülltonne, war damit zu rechnen, dass diese kontrolliert wurde, um den Gegenstand zu retten – und das eigene Seelenheil. Bis zu ihrem Lebensende gelang es meinen Großeltern nicht, sich von Dingen zu trennen. Wie oft kaschierten sie ihr eigenes Unvermögen mit dem Satz, was wir Nachfahren eines Tages alles ausmisten müssten. Sie fühlten den unsichtbaren Schleier, der sie hinderte, doch blieben sie in ihrem Trauma gefangen.

Dass Lieselotte und Konrad in der Heimat ihr komplettes Hab und Gut verloren hatten, resultierte darin, dass ihr späteres Haus zu einer uneinnehmbaren Festung wurde, mit doppelt gesicherten Türen, abschließbaren Fenstergriffen, Eisengittern und selbstgebauten Vorrichtungen als Einbruchschutz. Vor dem Wegfahren wurde alles mehrfach überprüft und die Haustür so häufig kontrolliert, dass es einem Wunder glich, dass insbesondere mein Großvater den Türgriff nicht eines Tages in der Hand hielt. Es war ein obsessiver Kontrolldrang als eine Form von Schutz, der dennoch nie ganz beruhigte. Neben der konkreten Verlustangst wirkte darin möglicherweise auch ein tiefer liegendes, unaufgelöstes Moment fort – das bohrende, verdrängte Wissen um die eigene Vergangenheit, das keine klare Sprache fand. Wie Kinder die Verhaltensweisen ihrer Eltern unbewusst oft übernehmen, setzte sich dieser Zwang zur Kontrolle – etwa das wiederholte Prüfen der Tür – bis in meine Enkelgeneration fort.

Wertsachen wurden aufwendig im Haus versteckt, und von wichtigen Dokumenten wurde eine ungezählte Anzahl an Kopien und Beglaubigungen angefertigt. Viele Menschen kennen das Stressmoment, wenn sie ein Portemonnaie oder einen Schlüssel

verlegt haben. Es ist kein Vergleich dazu, sämtliche im Leben bedeutenden Originalausweise oder -urkunden verloren zu haben und aufgrund der Weltgeschichte zum Teil für Jahrzehnte keinen Zugriff mehr darauf zu haben – wenn es sie überhaupt noch gab. Jeder Gegenstand, der dagegen während der Flucht oder Vertreibung gerettet werden konnte, war mehr als nur ein materielles Gut. Er wurde zu einem identitätsstiftenden, haptisch greifbaren Stück Heimat. Wurde zugleich die Erinnerungsheimat idealisiert, konnte dieses zu einer Überstrapazierung führen. Meine Mutter Anneliese rollte jedes Mal mit den Augen, wenn das Wort *Pommern* fiel. Meine Großeltern teilten mit uns Enkeln, neben mir meine Schwester Sabine und mein Bruder Christian, auch pommersche Traditionen und erläuterten uns Erinnerungsstücke wie zum Beispiel eine Nachbildung des siebenarmigen Kerzenleuchters im Dom des Ostseebads Kolberg, Konrads Heimatstadt. Ich habe ihn nicht mehr. Die Trennung von diesem war ein erster Anlauf, mich von einem übertragenen Trauma zu befreien – einem Trauma, das nicht meines ist. Ich selbst habe meine Heimat im nordrhein-westfälischen Lemgo nie verloren. Die Horrorvorstellung des totalen Existenzverlustes übertrug sich dennoch bis in die Enkelgeneration. Wie oft fragte ich mich als Kleinkind, was ich in einem einzigen Koffer mitnehmen könnte, wenn ich nur wenige Minuten zum Packen hätte. Bei dieser Vorstellung lief mir ein kalter Schauer über den Rücken. Dass meine Großeltern, die mit einem hohen Alter gesegnet waren, sich noch im Alter von über 90 beharrlich weigerten, in eine Seniorenresidenz zu ziehen, ist vor diesem Hintergrund äußerst schlüssig. Mit „das ist jetzt noch nicht dran“ moderierten sie jeden Versuch ab, dieses Thema auch nur im Ansatz zu besprechen.

So hart die Umstände auch waren – mein Großvater war

überzeugt, dass es vor allem auf die innere Haltung ankomme: „Dann stehen wir noch fast auf unserer alten Stufe.“ Wenn ihr Äußeres auch im Leinenanzug und in Holzpantinen steckte, so bliebe es damit auch nur eine Äußerlichkeit und andere seien in keiner Weise etwa mehr oder etwas Besonderes, schrieb der ehemalige Offizier im Juni 1946, als er sich nach dem Krieg als Knecht auf einem Bauernhof über Wasser hielt. Haltung als unmittelbarer Ausdruck der menschlichen Persönlichkeit war nicht nur eine Frage des Stils, sondern als gelebte Notwendigkeit auch eine Form der Selbstbehauptung. Würde zeigte sich nicht zuletzt anhand der lebenslang unveränderten Wahl ihrer Kleidung: Meine Großmutter meist mit Rock und Bluse, mein Großvater mit Hose, Hemd und Krawatte. T-Shirt und Jogginghose gab es ausschließlich zum Sport.

Obwohl schon lange bekannt war, dass extreme Ereignisse Auslöser auffälliger und sich selbst belastender Verhaltensmuster sein konnten, wurden posttraumatische Belastungsstörungen erst 1980 offiziell als Krankheitsbild definiert und anerkannt. Dass der Krieg mit all seinen Folgen zu Traumata geführt hatte, war in meiner Familie allerdings nie ein Gesprächsthema. Dass sich diese auf nachfolgende Generationen übertragen können, erst recht nicht. Die Erlebnisse wurden verdrängt, abgekapselt und tiefstmöglich mit der Intention abgelegt, sie nie wieder hervorzuholen. Man lernte, sie wie Wunden anzunehmen, die nie heilten. Nachhaltig war diese Strategie nicht, wie sich jedes Mal zeigte, wenn irgendwo auf der Welt ein Krieg ausbrach. Dann kamen die Schreckensgespenster wieder zum Vorschein. Erinnerungen beispielsweise daran, wie englische Tiefflieger zwischen dem mittelhessischen Göttingen und Niederwetter den sogenannten Schülerzug beschossen, in dem auch meine Großmutter

mütterlicherseits, Else, saß. Erzählte sie diese Geschichte, brach ihr selbst mit 99 Jahren noch die Stimme. Die Marburger Gymnasiastin sprang mit anderen Schülern aus dem angehaltenen Zug und suchte Schutz in einem Getreidesilo, das unmittelbar neben den Schienen lag. Ein Schüler hatte den Angriff nicht überlebt.

Kinder übernehmen nicht das Trauma selbst, sondern die nicht gelöste Beziehung der Vorgängergeneration zu ihrem Trauma. Sie wachsen in einem emotionalen Feld auf, das sie spüren, bevor sie es verstehen. Je weniger das Erlebte sprachlich integriert ist, desto stärker wirkt es unterschwellig fort. Identifizieren sich Kinder stark mit dem Leiden der Eltern oder Großeltern – etwa aus Loyalität, aus dem Wunsch, dem Schweigen Bedeutung zu verleihen, oder um diffuse Gefühle zu verorten –, werden sie häufig zu Trägern der Erinnerung, nicht selten mit größerer emotionaler Intensität als die unmittelbar Betroffenen. Ihnen fehlt die entlastende Erfahrung des Durchgestandenen. Andere Kinder reagieren hingegen mit klarer Abgrenzung, insbesondere dort, wo das Erzählen emotional überladen oder nicht begrenzt ist. Beide Reaktionen erfüllen dieselbe Funktion: die Sicherung von Überleben und Selbstkohärenz.¹³

Das schmerzende Trauma, gleichwohl unausgesprochen und lähmend, setzte jedoch auch eine unerklärliche Energie frei – einen entschlossenen Willen zum Guten, aus der Dunkelheit des Erlebten heraus das Licht einer besseren Welt zu suchen. Es gab eine wirkmächtige Ethik der Verantwortung und Hilfsbereitschaft, eine stille Verpflichtung gegenüber den Schwachen; auch sie wurde über Generationen weitergegeben: Meine Großmutter unterstützte zeitlebens den Suchdienst des Roten Kreuzes. Auch mein Vater Friedrich-Wilhelm engagierte sich im Roten Kreuz, und zusätzlich im Rahmen der Zivil-Militärischen Zusammenar-

beit der Bundeswehr für den Katastrophenschutz. Als Apotheker betreute er jeden Kunden mit größter Fürsorge. In meinem letzten Grundschuljahr, 1988/89, kamen russlanddeutsche Aussiedler, zumeist ohne jegliche Sprachkenntnisse, auch in meine Klasse. Ich unterstützte diese Schüler und setzte mich später ehrenamtlich in der von der Caritas organisierten Nachhilfe für Flüchtlingskinder ein.

Die unterschwellig mitschwingende Furcht vor Verlust oder Armut, das tiefe Bedauern darüber, dass der Krieg die Möglichkeit einer Berufsausbildung oder eines Hochschulstudiums geraubt hatte, sowie das frustrierende Gefühl, nie gut genug zu sein, um wirklich anerkannt zu werden – ein Gefühl, das die Flüchtlinge nur zu gut kannten –, äußerten sich in einer unsichtbaren Linie von Ehrgeiz, Leistungswillen und innerer Anspannung. Und die Erfahrung des vollständigen Kontrollverlusts hinterließ ein kompromissloses Bedürfnis nach Unabhängigkeit. Das Festhalten an der Ölheizung mit ihren großen Tanks ist dabei nur der offensichtlichste Ausdruck eines tieferliegenden Problems. Kann man Leid nicht ungeschehen machen, will man wenigstens einen Sinn daraus schöpfen: Mit beachtlichem Eifer, unermüdlicher Kraft und Anstrengung ließ mein Vater die anfängliche Armut seiner Eltern hinter sich, um sich und unserer Familie – gemeinsam mit meiner Mutter – eine mittelständische Existenz aufzubauen. Diese Hochfunktionalität erlaubte ihm, eine Ferienwohnung an der vorpommerschen Ostseeküste zu erwerben, die in gewisser Weise als Ersatz für die verlorenen hinterpommerschen Immobilien seiner Eltern diente. Mit großem Stolz lud er sie an diesen Ort ein. Bewusst oder unbewusst getrieben, als Ausdruck einer tieferen Verpflichtung, erreichte er in der Reserve der Bundeswehr als Oberstapotheker nicht nur den höchsten für Reservisten erreich-

baren Dienstgrad, sondern übertraf damit auch den seines Vaters, der Polizeidirektor im Bundesgrenzschutz war. Ich folgte diesem Antrieb und schrieb eine Doktorarbeit mehr als mein Vater. Dass Vorfahren ohne Ausbildung geblieben waren, wurde mehr als kompensiert. Die Furcht vor Existenzverlust blieb dennoch.

2023 erreichte meine Familie eine Schreckensnachricht. Die Charité in Berlin hatte bestätigt, dass mein Vater die unheilbare Motoneuronerkrankung ALS hat. Bei dieser seltenen Krankheit sterben nach und nach die Nervenzellen ab, die für die Steuerung der Muskeln verantwortlich sind. Die Muskulatur nimmt stetig ab, bis schließlich selbst das Sprechen und Atmen kaum noch möglich ist. 50 % der Betroffenen sterben innerhalb von drei Jahren, 80 % innerhalb von fünf Jahren.¹⁴ Angesichts der Tatsache, dass die Eltern meines Vaters 95 und 100 Jahre alt geworden waren und wir diese Lebenserwartung beinahe als gegeben betrachteten, traf uns die Diagnose wie ein Schlag: eine drastische Horizontverkürzung. Welche Themen drängten sich auf, bevor es zu spät war? Mein Hauptaugenmerk galt dem Nachlass meiner Großeltern, den mein Vater bei deren Tod übernommen hatte. Wenn ich dazu Fragen hätte, bestand jetzt noch die Möglichkeit, sie ihm zu stellen – als wichtigstem Bindeglied zur Vergangenheit. Zwar hatten meine Schwester und ich bereits als Jugendliche intensiv Ahnenforschung betrieben und unsere Großeltern und weitere Vorfahren zur Vergangenheit befragt. Sie hatten beispielsweise Lebensläufe geteilt, und wir hatten sogar ihre hinterpommersche Heimat besucht. Doch all dies blieb die von ihnen ausgewählte Spitze eines Eisbergs – im Vergleich zu den Kisten voller ungefilterter Originaldokumente, die ich nun erstmals in den Händen hielt. Denn solange die Zeitzeugen lebten, blieb diese

Sammlung verschlossen. Die Gründe erscheinen nachvollziehbar, doch ebenso folgenreich und unwiederbringlich war die vertane Chance, sich gemeinsam und in einer einzigartigen Breite und Tiefe dem unverarbeiteten Vergangenen zu stellen, die diese Dokumente ermöglicht hätten.

Getrieben von dem intensiven Gefühl der Endlichkeit, das wie ein Brandbeschleuniger wirkte, machte ich mich mit einem dämonischen Drang ans Werk. Spannungskopfschmerzen und Magenstechen begleiteten mich, während ich atemlos den Vorhang des Verschweigens aufriss und mit einem 360°-Sensor jede Spur verfolgte. Tagelang wurden Ordner um Ordner gescannt, und innerhalb eines Monats transkribierte ich mühselig auf 500 Seiten das überwiegend handschriftlich in Sütterlin verfasste Konvolut. Ich stürzte mich in die Rekonstruktion der Familiengeschichte bis meine Synapsen Funken sprühten. Ich versuchte, einer Schnitzeljagd gleich, auf alten Landkarten Namen zu finden, um Fluchtstationen, Vertreibungsverläufe und Kriegseinsätze zu verorten. Und ich flog mit Google Earth in Sekundenschnelle direkt in die heute polnischen Dörfer und Städte meiner Ahnen und schaute mir einzelne Gebäude an, die für die Vertriebenen für Jahrzehnte nur in ihren Erinnerungen existierten und weit hinter dem Eisernen Vorhang unerreichbar waren. Es war Ahnenforschung wie im Abenteuerfilm, dessen spannende Dramaturgie sich Szene für Szene vor meinen Augen entfaltete.

Ich hatte mit *Pionier der Lüfte – Wulf-Diether Graf zu Castell*¹⁵ und *Pionier der Technik – Hugo Junkers*¹⁶ zwei biografische Bildbände geschrieben, doch die Beschäftigung mit der eigenen Familiengeschichte und Vergangenheit war eine Herausforderung, die mit außenstehenden Größen der Weltgeschichte nicht zu vergleichen war. Es war die Auseinandersetzung mit dem, was unter der